

Vorwort:

Warum ich keine Memoiren schreibe

Ich hätte auch Memoiren schreiben können. Habe ich aber nicht. Dabei stimmt das meiste. Ich hätte sogar *sexuelle Memoiren* schreiben können, aber ich habe mich am Ende trotz aller Verkaufsargumente entschieden, das Buch als Erzählungsband zu bezeichnen. Es stehen einfach zu viele Dinge darin, die ich ganz bewusst erfunden habe. Die meisten in diesem Band versammelten Geschichten sind als Erzählungen veröffentlicht worden. Nur »Drei Männer und eine Frau«, »Mein Jahr als Stripper« und »Hauptsache, du bleibst sauber« sind Reportagen. Im wahren Leben enden die Geschichten nicht immer so fein und ordentlich wie in der Literatur. Außerdem möchte ich, wie ich in »Stimmt alles« schreibe, nicht belangt werden, falls meine Erinnerungen etwas unzuverlässig sind.

Weil es mir aber ein wichtiges Anliegen ist, dass wir lernen, offen über Sexualität zu sprechen, möchte ich hier in diesem Vorwort gestehen, dass alles, was in meinem Buch steht, mehr oder weniger der Wahrheit entspricht. Es hat in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Vorfällen gegeben, bei denen hart gegen Menschen vorgegangen wurde, die im Einvernehmen miteinander Sadomasochismus praktiziert haben. George W. Bush, der Folterungen auf der ganzen Welt billigte und jedes

Mal, wenn dem amerikanischen Militär per Gesetz die Folter untersagt werden sollte, mit einem Veto drohte, hatte all jenen den Krieg erklärt, die in ihren eigenen Schlafzimmern gefesselt und gestraft werden wollten. Aufgrund der Repressalien des Justizministeriums sind viele SM-Websites, die sich um Aufklärung bemüht haben, geschlossen worden, was zur Folge hat, dass es für Menschen, die gerade erst beginnen, sich in der Welt von Bondage und Strafe zurechtzufinden, schwerer geworden ist, sich über sichere Praktiken einvernehmlichen Spiels zu informieren. So ist die Gefahr größer geworden, dass Anfänger ohne Safewords spielen und gefährliche Praktiken wie Schneide- oder Würgespiele ausprobieren, obwohl ihre Partner nicht entsprechend ausgebildet sind. Und viele Menschen werden weiterhin unglücklich sein und sich für ihre Neigungen schämen, obwohl sie längst ein Leben voller Zufriedenheit und Leidenschaft führen könnten.

Es ist in unser aller Interesse, dass immer mehr Menschen immer offener über ihre sexuellen Vorlieben sprechen. Die Pride-Flaggen der Schwulenbewegung sollen sichtbarer werden, sie sollen an Fenstern und Balkonen flattern und an tätowierten Oberarmen prangen. Wir Exoten müssen unseren »normalen« Freunden von unseren exotischen Vorlieben erzählen. Wir können nicht einfach abwarten, bis sie uns von sich aus akzeptiert haben. Wir müssen sie dazu bringen, uns zu akzeptieren. Erst wenn wir die Politiker davon überzeugen können, dass wir uns nicht schämen, werden wir selbst politische Macht haben.

Vor diesem Hintergrund stehe ich für alles ein, was ich hier erzähle, einschließlich der sexuellen Handlungen. Vieles davon habe ich getan, als ich jünger war. Ich hatte mir nicht die Mühe gemacht, mich ordentlich zu informieren, und habe Narben davongetragen. Und nun habe ich zwar keine Memoiren geschrieben, aber etwas, das einer Lebensbeichte verdammt nahekommt. Und das ist gut so. Ich bin froh, dass Sie es jetzt wissen.

Stephen Elliott

Mai 2006

Ganz von Anfang an

Die Jugendherberge in Amsterdam hieß Grasshopper, hatte drei Stockwerke und erhob sich wie eine alte, rot geklinkerte Villa über dem dritten Kanal. Grüne Lauflichter kletterten die Mauern hinauf wie wilder Wein, Wasserspeier hockten auf dem Gesims und schlugen ihre Krallen in den Zement. Ein Bett in einem Zwanziger-Schlafsaal kostete acht Dollar die Nacht. Das Etablissement lag in der Warmoesstraat, von wo es nicht weit war zur Oude Kerk und zum Hauptbahnhof. Die Straßen waren glitschig von Erbrochenem, von Bier und Pisse.

Draußen gab es nichts, was man nicht kaufen konnte, und die Taschendiebe liefen einem hinterher, bis sie sahen, wo man sein Portemonnaie hinsteckte. Nach Einbruch der Dunkelheit ging die Party erst richtig los. In den Schaufenstern blinkten neonfarbene Hanfblätter. Vor der Jugendherberge flanierten halb nackte Frauen und Schwule in ledernen Chaps. Junkies hockten auf ihren mit Müll vollgestopften Taschen und setzten sich Schüsse. An den Brücken standen Studenten und spielten Gitarre, während ihre Freunde Hüte schwenkten und um Kleingeld bettelten. Es gab Jongleure und Sexshows, und die Behörden hatten noch nicht gegen die illegalen Einwandererfrauen durchgegriffen, die

in Reizwäsche in gemieteten Hauseingängen an der Oudezijds saßen.

Die Rezeption im Grasshopper machte ein gewichtiger Marokkaner mit einem Helm aus schwarzen Locken. Er stand im Eingang und diskutierte mit zwei Männern. Sie wollten einen der Herbergsgäste sprechen.

»Er ist nicht hier«, sagte der Marokkaner ungeduldig. Er wusste, dass einer der Männer an ihm vorbeischlüpfen könnte, wenn er sich umdrehen und zum Telefon gehen würde.

»Kann nicht sein, dass er nicht hier ist«, sagte der Kleinere von den beiden, »weil er uns Geld schuldet.« Als würde er zu einem Kind reden.

Während er weiter verhandelte, sah sich sein Freund um. Er musterte mich und rechnete offenbar durch, was aus mir rauszuholen wäre. Der Erste schlug mit der Faust auf den Tresen. »Raus jetzt«, sagte der Marokkaner.

»Schau dir das an«, sagte der Kleinere zu mir und grinste. In seinen Mundwinkeln hingen Spuckefäden. »Er versteht uns einfach nicht. Warum eigentlich nicht?«

An den gelben Schließfächern stand eine Frau und blätterte gelangweilt in einer Zeitschrift. Sie war um einiges älter als ich und nicht gerade schön. Ich war erst zwanzig und hatte kein Rückflugticket. Sie hatte kräftige Schultern und den Körper eines Football-Spielers. Ihre kurzen, spitz abstehenden Haare waren an einigen Stellen bereits ergraut. Sie hätte vielleicht etwas Jungenhaftes gehabt, wenn ihre Haut nicht so ledern

und lehmfarben, so hart und vernarbt gewesen wäre. Sie trug schwarze Stiefel und einen Lederrock, keine Strumpfhose.

Ich blieb kurz an der Treppe stehen, ging dann zu ihr und sagte, dass ich sie vor einer Weile in der Bar am Ende des Kanals gesehen hätte. In der Bar herrschte eine bestimmte Kleiderordnung. Ich hatte kein Hemd getragen. Ich hatte halb nackt in einem Sessel in der Ecke gegessen und eine Cola getrunken. Sie hatte am anderen Ende des Raums auf der Bühne gestanden und einen rothaarigen Mann gefoltert. Seine Augen waren verbunden gewesen, seine Arme über dem Kopf angekettet. Er hatte einen Spitzbart und einen weichen, unförmigen Körper, ein Übergang zwischen Brust und Bauch war nicht auszumachen. Sie drehte und drückte an den zahllosen Wäscheklammern, die sie an ihm befestigt hatte.

»Ich erinnere mich nicht an dich«, sagte sie. Ich lächelte und sah verschämt auf den Boden. Sie sollte nicht sehen, wie panisch ich war. »Ich würde mich doch an dich erinnern! Was hattest du eigentlich in dieser Bar zu suchen?«, fragte sie.

Der Mann, der mich gemustert hatte, wandte sich wieder dem Marokkaner zu.

Es war kalt draußen. Ich begleitete sie zu ihrem Hotel. Ich glaube nicht, dass sie mir ihren Namen genannt hat. Falls doch, habe ich ihn gleich wieder vergessen. »Du solltest einen Schal tragen bei dem Wetter«, sagte sie.

Wir gingen über die Brücken und liefen die Voorburg

entlang, bis die Neonlichter hinter uns verschwanden. Ich war froh, den Männern an der Rezeption entkommen zu sein. Bei dieser Frau fühlte ich mich sicher. Sie war Holländerin und hatte einen kräftigen Körper. Ich fragte sie nicht, was sie in der Jugendherberge gemacht hatte. Sie sagte, sie sei nicht aus Amsterdam. Sie wohnte irgendwo in der Nähe von Rotterdam. Sie war wegen einer Party in Amsterdam, und sie fragte mich, ob ich von der Party gehört hätte, die in ein paar Tagen steigen würde. »Eine große Sache«, meinte sie.

Nein, ich hatte nicht davon gehört.

Das Royal Kabul befand sich am äußersten Rand des Rotlichtviertels in der Nähe vom Zeedijk, gleich hinter dem Moulin Rouge und dem Sexmuseum. Auf den Straßen war es ruhig, die Fenster waren dunkel. Ich blieb am Eingang stehen und schob die Hände in die Taschen. Ich hatte Angst, dass sie mich wegschicken würde. In der Dunkelheit gab es keinen sicheren Weg, der zur Jugendherberge zurückführte. Ich fürchtete mich. Der Kanal war von einem niedrigen grünen Geländer eingefasst. Manchmal wurden Leute darübergestoßen und zusammengeslagen, wenn sie versuchten, völlig durchnässt auf der anderen Seite herauszuklettern. Sie wusste, was sie mit mir anfangen wollte, aber sie ließ noch einen Augenblick verstreichen. »Du kannst mit in die Hotelbar kommen, ich gebe dir einen aus. Aber du musst für mich tanzen.«

Habe ich gemacht. Ich habe für sie getanzt.

Sie saß auf einem Hocker und trank Rum. Ich stellte mich vor sie, schloss die Augen und begann mich zu

bewegen. Als ich nach dem Bier auf dem Tresen greifen wollte, sagte sie: »Nein. Erst musst du tanzen.« Ich blieb in ihrer Nähe. Sie sollte mich im Auge behalten, falls mich ein Hotelangestellter am Kragen packen und verlangen würde, meinen Zimmerschlüssel zu sehen, den ich natürlich nicht hatte. Auf jeden Fall war es besser, nicht hinter der Wand von Leuten zu verschwinden. Sie würde sonst überhaupt nicht bemerken, wenn die Männer mich am Arm, am Nacken packen und abführen würden. Natürlich würde sie nicht nach mir suchen. Irgendwann würde ihr auffallen, dass ich nicht mehr da war, und sie würde vermuten, ich sei abgehauen. Sie würde denken, dass ich es mir anders überlegt hatte. Man wird nicht gesucht, wenn man verschwindet, außer im Fernsehen. Im richtigen Leben lassen sie dich ziehen. Irgendwann haben sie dich vergessen. Sie wäre aufgestanden, achselzuckend, und in ihr Zimmer gegangen. Ich wäre mir selbst überlassen gewesen.

Also blieb ich ganz in ihrer Nähe. Ich drängte mich so nah an sie, dass sie mir an den Gürtel griff und mich an sich zog, bis ich über ihrem Bein tanzte. Sie legte mir die Hand auf den Arsch und flüsterte: »Ich glaube, wir haben was gemeinsam.« Dann kniff sie mich ins Ohrläppchen. Ich stieß einen kurzen Schrei aus.